

von Kerstin Holm

FEUILLETON

Wer Heimat sagt, ist schon enturzelt

In den Badenweiler Zaubertügeln: Rüdiger Safranski Literaturforum mit Herta Müller, Juli Zeh und Edgar Reitz

Die zweiten Literaturtage im paradiesischen Kurort Badenweiler widmete ihr Organisator, der Schriftsteller Rüdiger Safranski, der Suche nach Heimat. In der „deutschen Toscana“ mit ihren rauschenden Bächen und lieblichen Weinhügeln, die der Langzeitberliner Safranski sich zur Wahlheimat erkor und die mit ihren Wellness-Pilgern den Besucher wie eine Biedermeier-Fassung des Zaubertügels umfängt, versuchten die Autoren Herta Müller, Juli Zeh, Sibylle Lewitscharoff, Peter von Matt und Cees Noteboom sich in einer Annäherung an den Begriff und lasen aus ihren Werken. Als spezielle Leckerbissen, die sich über die Sphäre der Worte hinweg aufschwangen, wurden dazu noch Edgar Reitz' jüngstes Kinomeisterwerk „Die andere Heimat“ sowie ein großartiger Schumann-Killmayer-Liederabend geboten.

Herta Müller konnte sich das Bekenntnis nicht verkneifen, es sei doch gut, dass die Heimatzerstörungswünsche, die Gastgeber Safranski, da er noch ein junger maoistischer Dachs war, hegte, nicht in Erfüllung gingen. Im Übrigen habe eine Spielart von Maoismus zu ihrer täglichen Heimaterfahrung gehört, so die Dichterin, die autobiographische Prosa rezitierte: Über ihre Kindheit im rumäniendeutschen Heimatdorf, wo die Männer vor allem im Vollrausch sich nach der Heimat sehnten – also danach, wo sie in Wirklichkeit waren, wie Herta Müller findet. Über die riesigen Kolchosfelder, die einen bei der Feldarbeit förmlich auffraßen, über das Gefühl, jede Sekunde überwacht zu werden, entweder von Gott oder vom Geheimdienst, über den totalen Unglauben als „geistige Heimat“ ihrer Landsleute. Safranski begeistert sich für den giftigen Zauber von Herta Müllers Heimatbildern, woraus die Autorin paradoxerweise Kraft ziehe. Die Poetin, die den Ausdruck von verlorener Zeit bevorzugt, benutzt das Wort Heimat am liebsten nicht.

Die neue Heimatliebe sei in Wahrheit eine Globalisierungsfolge, ist Kulturregisseur Edgar Reitz überzeugt, oder, um einen Ausspruch Gottfried Benns zu abzuwandeln: Wer Heimat sagt, ist schon enturzelt. Reitz' „Andere Heimat“ (F.A.Z. vom 1. Oktober), die im Hunsrücker Dorf Schabbach um 1842 spielt, bindet die Helden, mobilisiert aber auch ihre Kräfte, indem sie ihre Lebenspläne durchkreuzt. Während der Monate der Dreharbeiten seien seine Truppe und er in dem in allen Details, von den handgenähten Kleidern bis zum eigens gesäten Feld mit langstieliger Gerste, rekonstruierten Hunsrücker Dorf in eine Parallelwelt eingetaucht, sagt der Regisseur. Doch dann verschwinde sie, so Reitz, unwiederbringlich. Die Enttabuisierung der Erinnerung bezeuge das Verschwinden der Sache. Dafür begegnen ihm heute allenthalben – ob in Hamburg, New York oder Toronto – lokalpatriotische Hunsrücker, berichtet Reitz, welche es vor seinen Heimat-Filmen gar nicht gab.

Der Münchner Pianist und Musikhochschulprofessor Siegfried Mauser erblickt daher gerade in der stets sich entziehenden, verklingenden Musik, die als „Hüllkurve“ die verrinnende Zeit gestaltet, die Essenz von Heimaterfahrung. Wovon die modernistisch verkürzten Lyrismen von Schumanns „Dichterliebe“, die der fabelhafte Tenor Julian Prégardien und Mauser dann gemeinsam intonierten, vollends überzeugten.

In seiner Grußansprache erinnerte Safranski auch daran, Anton Tschechow habe Badenweiler die Ehre erwiesen, dort sein Leben auszuhäuten. Für die Kur- und Tagungsgäste, die meisten in den höheren Semestern, ist Literatur daher nicht zuletzt lebensverlängerndes Training – dem Sprichwort gemäß, dass Kultur das sei, was man nicht vergisst. Manche Jüngeren freilich wollen gerade vergessen und der Heimat entfliehen, so der Held von Juli Zehs Roman „Nullzeit“, der nach einer verunglückten Juraprüfung dem, was er als deutschen akademischen Kriegsschauplatz wahrnimmt, entflieht. Der zurückgelassene Kuddelmuddel, sein Ich, wie Safranski es nennt, holt ihn allerdings auf schreckliche Weise wieder ein. Juli Zeh sprach für viele, als sie erzählte, wie sie von klein auf ihre rheinländische Heimat floh, die Universitäten wechselte, ein Amerika-Jahr einlegte, oft umzog. Doch für sie sei Heimat heute das, was man selbst aufbaut, wofür man Verantwortung übernimmt, erklärte sie ganz preußisch gestimmt. Ihre Wahl fiel auf die Mark Brandenburg. Mit fast vorwurfsvoller Emphase berichtete sie, wie sie sich eines der verrottenden Bauernhäuser im Berliner Umland erbarmte, dort allmählich zur Landwirtin wird und um die Anerkennung der Dörfler kämpft. Man glaubt ihr, wenn sie sagt: Ich gehe nicht mehr weg von dort.

Auch Sibylle Lewitscharoff, die Berliner Schwäbin mit dem bulgarischen Vater, glaubt, man solle seine Heimat neu begründen. Als Inbegriff für ein tragisch verkrachtes Heimatverhältnis charakterisierte Frau Lewitscharoff ihren Vater, der ein hochangesehener Arzt und deutscher Bildungsbürger war, sich aber des Landes seiner Herkunft schämte und am liebsten Franzose gewesen wäre.

Die Elsässerin Pascal Hugues präsentierte die Familienchronik ihrer beiden Großmütter „Marthe und Mathilde“ mit ihren französischen, aber auch deutschen Wurzeln. Wenn das Elsass seine deutschen Wurzeln heute ignoriere, komme das der Selbstkastration dieser Landschaft gleich.